



Evangelisch-reformierte Kirche
Schweiz

Exklusives Interview mit Sohn Pierre Keller Weltenbummler, Pianist, Vater – «Meine Offenheit habe ich von ihm»

Als erster Sekretär des jungen SEK trug Adolf Keller massgeblich zur Ausgestaltung des Kirchenbundes bei. Doch wie war Keller als Mensch? Mit seiner Frau Tina Keller-Jenny zog er fünf Kinder gross. Im Interview gewährt sein jüngster Sohn Pierre Keller nun einen Einblick in seine ganz persönlichen Erinnerungen an den Familienmenschen Keller.

Wie würden Sie Ihren Vater beschreiben?

Ich habe noch nie einen Menschen getroffen, der so offen und gleichzeitig so ausgeglichen war. Ich habe ihn gar nie als gestresst erlebt. Mein Vater war ohne Zweifel eine charismatische und warmherzige Persönlichkeit. Und er hatte eine aussergewöhnliche Schaffenskraft. Alles ging ihm leicht von der Hand. Ich erinnere mich, dass er abends nach Hause kam und sich ans Klavier setzte, danach noch einen Beitrag für «Le Monde» oder die «Neue Zürcher Zeitung» verfasste und diesen dann noch zur Post brachte. Er war ein sehr aktiver Mensch.

In den Biografien ist über Ihren Vater zu lesen, dass er ein geborener Netzwerker war: Hatte er gerne Menschen um sich?

Ja, er kam sehr gerne mit Menschen zusammen, er war gegenüber jedem offen und führte Korrespondenz mit der ganzen Welt. Er schrieb viele Briefe an alle möglichen Menschen. Und er trat gerne mit den Menschen, die ihn umgaben, in Kontakt, sogar mit jenen, die ihn im Restaurant bedienten. Aber er verfügte auch über ein sehr grosses, internationales Netzwerk.

Wie kann man sich also Ihren Familientisch vorstellen: Verkehrten bei den Kellers viel berühmte Persönlichkeiten?

Ja, wir hatten wirklich interessante Menschen zu Gast. Mein Vater war ein grosser Freund von Max Huber (1874–1960), der Jurist und Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz war. Oder er war auch mit Marc Bœgner befreundet (1881–1970), der Präsident der Fédération Protestante de France (Protestantische Föderation Frankreichs). Ich erinnere mich, dass auch Erzbischof Germanos Strenopoulos (Metropolit von Thyatira (1872–1951) und Ko-Präsident der Weltkirchenrats) bei uns zu Gast war oder manche Schriftsteller. Ich habe daher als Kind wirklich interessante Menschen daheim getroffen. Mein Vater war auch eng mit Albert Schweitzer (1875–1965) befreundet. Eine meiner Kindheitserinnerung ist es, dass meine Eltern einen grossen Empfang bei uns daheim in Genf für ihn organisiert hatten.

Was für ein Vater war er für Sie? Wie hat er Ihnen als Kind vermittelt, was er beruflich macht?

Ich war der Jüngste daheim und als ich grösser wurde, hatte mein Vater keine Pfarrstelle mehr. Er war beim Kirchenbund aktiv und vor allem in der ökumenischen Bewegung. Aus diesem Grund lebten wir auch in Genf. Es war nur logisch, dass die ökumenische Bewegung in der Stadt des Völkerbunds verortet ist. Mein Vater wurde 1928 nach Genf gerufen und ich bin 1927 geboren, ich habe also mein ganzes Leben in Genf verbracht, obwohl meine Familie nur aus Deutschschweizern besteht.

Als Junge verstand ich, dass mein Vater eine Tätigkeit in der Kirche und eine internationale Tätigkeit hatte. Mein Vater war deshalb oft verreist. Ausserdem dozierte er noch an der Universität Zürich, er war daher nicht viel daheim. Ich hatte also einen Vater, der oft abwesend war. Aber wenn er einmal zu Hause war, dann war er für uns da. Wir genossen seine Gegenwart.

Würden Sie sagen, dass bei Ihnen daheim der christliche Glauben präsent war und sie ihn in ihrer Familie gelebt haben?

Mein Vater hatte grossen Respekt vor der Freiheit des Anderen. In der Tat – und das ist schon aussergewöhnlich – hatte er einen ganz natürlichen Glauben, der vollkommen unideologisch war. Er ging in die Kirche und ich ging natürlich mit ihm, aber nicht jeden Sonntag. Er hat seinen Glauben uns Kindern nicht aufgezwungen, aber wir wuchsen natürlich in einem religiösen Milieu auf. Ich hatte Religionsunterricht, und er ist auch zu meiner Konfirmation gekommen. Darüber habe ich mich sehr gefreut, denn er war ja viel auf Reisen. Meine Mutter war Anglikanerin. Ich hatte daher doch eine recht breite Sicht vom christlichen Leben. Natürlich waren wir Christen, aber das war keine Last für uns. Mein Vater war Vorbild für einen natürlichen und tiefen Glauben, der nichts Künstliches hatte. Wir haben natürlich diskutiert, und ich habe vielen theologischen Diskussionen gelauscht. Mein Vater vertrat seine Überzeugungen mit Nachdruck, aber er respektierte gleichzeitig den Standpunkt des Anderen. Ich denke, dass jeder von uns für sich etwas Wichtiges daraus gelernt hat.

Gab es kleine Glaubensrituale in Ihrem Familienalltag?

Wenn er da war, haben wir vor jeder Mahlzeit gebetet, aber auch das war ganz einfach. Es gab zum Beispiel ein Gebet, das ich sehr mochte: «Benedictus benedicat». Es gab also bei uns keinen religiösen Formalismus, wir waren uns aber seiner Überzeugungen und seines christlichen Lebenswandels durchaus bewusst.

War der Kirchenbund bei Ihnen daheim ein Thema?

Nein, daran erinnere ich mich nicht. Wir wussten von seiner Tätigkeit, aber wir haben nicht wirklich über die Probleme im Kirchenbund gesprochen. Wenn ich jetzt in seiner Biographie über seine Haltung gegenüber dem aufkommenden Nationalsozialismus lese, dann merke ich, dass ich damals wohl zu klein war, um das zu begreifen. Wissen Sie, ich bin 1927 geboren, 1933/34 war ich erst fünf beziehungsweise sechs Jahre alt. Später haben wir öfter über seine ökumenische Arbeit gesprochen, auch aus seiner Sicht als Sekretär des Kirchenbundes.

Wenn Ihr Vater Ihnen erklärt hat, welche Rolle und welchen Beruf er hat, hat sie das bei Ihrer Berufswahl beeinflusst, wollten Sie auch Theologe werden?

(Lacht:) Nein, ganz und gar nicht! Ich möchte hinzufügen: Mein Vater war auch gut mit Carl Gustav Jung (1875–1961) befreundet – wir sind übrigens gerade dabei seinen Briefverkehr mit Carl Gustav Jung zu veröffentlichen – und meine Mutter hat ebenfalls mit Jung gearbeitet. Sie war Psychotherapeutin. Wir haben also daheim viel von Theologie und Christologie gesprochen, das war interessant, aber zugleich wusste ich, dass diese beiden Gebiete nichts für mich sind. Heute tut es mir etwas leid, denn es war wirklich sehr faszinierend, aber nein – ich wusste, mein Weg sollte woanders hingehen. Ich habe mich immer für internationale Themen interessiert, für politische Fragestellungen, mein ganzes Leben lang und auch noch heute. Die Weltoffenheit, die bei uns zu Hause herrschte, hat mich und meine Geschwister stark beeinflusst. Und ich glaube, diese Offenheit habe ich von meinem Vater. Ich habe meine Eltern sehr respektiert und geliebt; ich wollte aber weder den Weg meines Vaters, noch jenen meiner Mutter einschlagen. Ich wurde dann Diplomat.

Gibt es eine Erinnerung, die Sie mit uns teilen wollen?

Es gibt zwei Erinnerungen. Ich denke gerne daran zurück, wie mein Vater abends heimkam. Wir assen alle gemeinsam zu Abend und dann setzte er sich ans Klavier und spielte für eine Stunde. Er war ein sehr guter Pianist, er liebte Bach, Beethoven und Brahms. Und wir liebten es, ihm zuzuhören. Das ist für mich eine sehr wichtige Erinnerung.

Meine andere Erinnerung bezieht sich auf die Zeit, als ich in den USA studierte. Er kam häufig vorbei und wir haben regelmässig gemeinsam zu Mittag gegessen. Das fand ich immer herrlich. Ich bin etwa zehn Jahre dort geblieben. Mein Vater verbrachte den Winter in Kalifornien, da der Winter in der Schweiz ihm zusetzte. Er blieb dann für mehrere Monate in meiner Nähe.

Wie sind Sie und Ihre Geschwister nach dem Tod Ihres Vaters mit seinem Erbe umgegangen?

Das ist eigentlich ganz einfach. Ich bin der einzige, der noch am Leben ist. Meine Brüder und Schwestern sind bereits gestorben. Vor allem meine älteste Schwester, aber auch wir anderen, wollten die Erinnerung an meinen Vater bewahren. Aber da die anderen bereits alt waren oder gestorben, habe ich

mich wohl am meisten aktiv darum gekümmert. Ich bin auch im Besitz aller Unterlagen, die ich vor kurzem in den Bundesarchiven deponiert habe. Ich bin mit bald 93 Jahren der letzte von uns, der noch lebt.

Nach 100 Jahren Kirchenbund, an denen Ihr Vater einen wichtigen Anteil hatte, ist aus dem SEK die EKS geworden. Was schätzen Sie: Was hätte Ihr Vater zur neuen Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz gesagt?

Diese Frage ist schwierig zu beantworten, denn es ist natürlich viel geschehen. Ich denke, seine Reaktion wäre gewesen, dass diese neue Kirche vor allem eine grosse Offenheit gegenüber der gesamten Christenheit bewahren sollte. Mein Vater war ein Brückenbauer, davon bin ich überzeugt. Er hat viel zu den Beziehungen zwischen den USA und Europa im Bereich der Religion beigetragen und war dabei nicht «Wischi-Waschi». Er war überzeugt, dass es ein solides Fundament für die Beziehungen zwischen den Kirchen braucht. Auch wenn er vielleicht mehr zur Bewegung «Praktisches Christentum» (Life and Work) hin tendierte, so war er doch auch bei der anderen ökumenischen Bewegung «Glauben und Kirchenverfassung» (Faith and Order) aktiv. Wissen Sie, während des Krieges hatte mein Vater eine Zusammenkunft mit Papst Pius XII. Er hat im Grunde diese offenen Beziehungen bewahrt. Seltsam ist, dass er eine Notiz darüber verfasst hatte, wir diese jedoch nicht mehr wiederfinden. Das ist schade. Er wünschte sich im Grunde, dass die Christenheit beieinander bleibt, ohne dazu notwendigerweise lokale oder tradierte Ausprägungen zu zerstören. Ich persönlich empfehle, diese Offenheit für den Ökumenismus zu bewahren und für die gesamte Christenheit.